

die Gaben belächelnd, welche auf demselben ausgebreitet waren.

Henriette, die Zufriedenheit ihres Gemahls bemerkend, schob leise ihren Arm in den des Gatten und mit der andern Hand die an der Haarschnur befestigte Kapsel mit dem Portrait vom Tische nehmend, sagte sie mit liebender Stimme: „Das ist für Dich, Albert!“

„Für mich?“ fragte er, indem er das Verloque aus den Händen Henriettes nahm. „Ach, das nenne ich eine Ueberraschung!“ fuhr er fort, als er die Kapsel geöffnet. „Sie sind wirklich gut getroffen, die Kleinen. Ich danke Dir für die Freude, welche Du mir bereitet hast; aber ich weiß wirklich nicht, wie ich sie vergelten soll. Doch Du weißt, ich kümmere mich um dergleichen Sachen wenig, deshalb wußte ich auch nicht, womit ich Dich überraschen konnte. Wenn Dir etwas fehlt, liebes Kind, so laufe Dir's nur, Du weißt, daß ich Dir jeden Wunsch gern erfülle.“

„Ich danke Dir für den guten Willen, Albert,“ sagte Henriette mit gepreßter Stimme; „aber mir fehlt wirklich nichts.“

Wie geduldig sie seine Lieblosigkeit entgegennahm! Auch an diese seine Redeformel hatte sie sich bereits gewöhnt. Er verstand sich nicht auf Ueberraschungen, er gewährte ihr vielmehr ihre Wünsche, indem er ihr gestattete, sich das Fehlende selbst zu kaufen.

Nun, eine solche Handlungsweise mag eine „berechtigende Eigenthümlichkeit“ genannt werden, aber von dem Standpunkte, wie ihn die Festfreude am Weihnachtsabend erheischt, ist eine solche Denkungsart jedenfalls nicht ganz so rechtfertigen; denn gerade so, wie die Kinder jedes auch noch so kleine Geschenk überrascht und erfreut, bereitet auch den Erwachsenen ein Geschenk von noch so geringem Werth viel mehr Vergnügen, als das Theuere und Kostbare, was sie sich selbst beschaffen.

Aber Henriette hatte an dem heutigen Abend, den Grundsatze ihres Gemahls kennend, auch keine Ueberraschung erwartet. Was sie jedoch tief betrübte mußte, dies war der Umstand, daß er wohl für das Portrait seiner Kinder, nicht aber für die Haarschnur einen freundlichen Blick hatte. Mit keiner Silbe that er derselben Erwähnung, vielmehr schien es, als wenn er sie nicht einmal beachtete, und das mußte einem feinfühlernden Frauengemüth wehe thun.

Sie hatte ihren Arm wieder aus dem seinigen gezogen und stand abgewandt, eine Thräne in ihrem Auge zerdrückend, während Albert noch im Anschauen der Geschenke vertieft war.

Welch ein Gegensatz zu dem Bilde, welches uns das gegenüberliegende Haus zeigte: dort ungetrübte, lautere Festfreude, hier der unempfindliche, kalte Egoismus und Thränen der Wehmuth und des Kummers. Dort reine, ungetrübte Liebe, hier Unzufriedenheit und Herzenskälte.

Es war offenbar keine Weihnachtsstimmung, welche im Tiemann'schen Hause herrschte und diese Stimmung sollte durch ein anderes beklagenswerthes Ereigniß noch eine schärfere Prägung erhalten.

In dem Augenblicke nämlich, wo die Glocken die Beendigung der kirchlichen Feier verkündeten, ließen sich auf der Straße helle Wehe- und Hilferufe vernehmen, Albert, welcher sofort das Fenster öffnete, aber von hier nicht den Grund der ungewöhnlichen Aufregung der Menge vernehmen konnte, begab sich sofort auf die Straße und wie in einer dunkeln, ungewissen Vorahnung eines großen Unglücks folgte ihm Henriette. Unten angelangt, kam ihnen Minna, das Dienstmädchen, händeringend entgegen, während sich der kleine Albert angstvoll an dem Rock des Mädchens festhielt.

„Am Gotteswillen, was ist geschehen?“ fragte Henriette, „wo ist mein Kind, meine Tochter?“

Dem Dienstmädchen hatte der Schreck die Sprache genommen. Sie vermochte nur mit der Hand in die Gegend der Kirche hinzuweisen. Dagegen trat eine andere Frau, welche in der Nähe stehend die Frage vernommen hatte, hinzu und erklärte, daß soeben die Gallerie der Kirche zusammengestürzt sei und eine Anzahl Menschen unter ihr begraben liege.

Diese Nachricht mußte natürlich wie ein tödtender Pfeil auf das Herz Henriettes einwirken. Noch ehe die Frau ganz geendet, eilte sie dem Schauplatz des entsetzlichen Ereignisses zu: ihr Kind, ihr Töchterchen lag ja unter den Trümmern begraben. „Allmächtiger Gott!“ rief sie angstvoll; „nimm' mir Alles, was ich mein nenne, nur mein Kind nicht!“

In wenigen Minuten war sie an dem Schreckensort angelangt, wo bereits eine Anzahl Männer mit dem Rettungswerk begonnen hatten.

Die entsetzliche Katastrophe hatte sich in der That ereignet. Das mehrere hundert Jahre alte Gotteshaus, welches an diesem Abend bis in die Gallerie hinauf mit Andächtigen gefüllt war, war der Schauplatz eines tragischen Ereignisses geworden. Während sich nämlich nach Beendigung des Gottesdienstes der untere Raum der Kirche zuerst leerte, stürzte ein Theil der alterstümlichen Gallerie unter dem Gewicht der auf derselben befindlichen Menge zusammen und hatte einige der Kinder, welche sich nicht rechtzeitig gesücht hatten, unter sich begraben.

Händeringend umstanden die Mütter den Unglücksort, während die Männer bereits damit beschäftigt waren, zuerst die mitherabgestürzten Verwundeten und dann das Gebäll hinwegzuräumen.

Auch Albert und selbst Henriette theilten sich an dem Rettungswerk. Die Letztere hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst Hand mit anzulegen. Der Gedanke, ihr Kind unter den Trümmern begraben zu wissen, verlieh ihren schwachen Armen übermenschliche Kraft und kein Stein, kein Stück war so schwer, daß sie es nicht auf die Seite geschleudert hätte.

Der Haufen von Schutt und Gebäll wurde immer kleiner, bald mußte ihr die Gewißheit werden, ob ihr Kind noch lebend ober von der Last, die auf ihm ruhte, erdrückt war.

Da drang ein leises Stöhnen aus dem Trümmerhaufen an ihr Ohr und sie glaubte das Stimmchen ihres Kindes zu vernehmen. Mit unglaublicher Anstrengung griff sie gleich den Männern noch einmal an's Werk; sie achtete nicht auf die zersehten Kleider, nicht auf ihre bluttriefenden Hände. Ihr Kind war der einzige Gedanke, welcher sie besetzte.

Da — endlich! — Jetzt galt es, mit Vorsicht die letzte Ballenschicht zu entfernen und Albert hatte die größte Mühe, die Gemahlin in ihrem blinden Eifer zurückzuhalten. Langsam, bedächtig wurde Stück für Stück auf die Seite gelegt, damit nicht durch das nachfallende Gestein noch größeres Unglück angerichtet würde. Mit fieberhafter Aufregung blickte Henriette auf das Beginnen der Männer und viel zu lang dünkte ihr die Zeit, wo man endlich daran denken konnte, ohne Gefahr einen Querschnitt bloßzulegen. Jetzt wurde derselbe, welcher zu beiden Seiten auf einem Geröll von Steinen und Schutt ruhte, gehoben, und das erste, was unter ihm sichtbar wurde, war das Haupt eines Kindes.

Dieses Antlitz, dieses Haupt, es hätte nicht das ihres eigenen Kindes sein müssen, um es nicht sofort zu erkennen. Ein markerschütternder Verzweiflungsschrei entrang sich der gepreßten Brust Henriette's und mit Riesengewalt brach sie sich Bahn durch die Menge der Männer, um das geliebte Wesen, dessen Antlitz die Blässe einer Leiche bedeckte, aus dem Schutt hervorzuziehen.

Sie hielt es in den Armen und preßte das bleiche Antlitz ungestüm an die hoch klopfende Brust. Sie rief den Namen ihres geliebten Kindes mit den zärtlichsten Ausdrücken der Mutterliebe und — war das Kind nur ohnmächtig oder verweichte Mutterliebe selbst die Todten zu erwecken? genug: — die kleine Henriette erwachte zu neuem Leben und schlug in den Armen der Mutter die Augen auf. — Das Kind wußte ja nicht einmal, was mit ihm vorgegangen, es wußte ja nicht, daß es durch einen schützenden Balken vom sichern Tode errettet war; es wußte nur, daß es in Gefahr geschwebt und daß es sich nun in den schützenden Armen der Mutter befand, um deren Hals es die kleinen Arme umgeschlungen hielt. Albert wollte seiner aufs Aeufserste erschöpften Gattin die Bürde abnehmen und die kleine Henriette dem jetzt wieder hinzugekommenen Dienstmädchen übergeben; aber das Kind wollte sich durchaus nicht von der Mutter trennen, ja es litt nicht einmal die Berührung des Vaters, welcher mit einer gewissen eifersüchtigen Regung auf dasselbe schaute und mit einem Anfluge von Bitterkeit auf das innige Verhältniß zwischen Mutter und Tochter blickte. — Er hatte ja an seinem Kinde das gleiche Recht, er hatte ja mit derselben Aufopferung an der Rettung desselben geholfen, und nun diese Zurückweisung?

Aber mußte er sich nicht selbst die Schuld hieran zuschreiben? Hatte er jemals in der geflüsterten Zurückhaltung von seiner Familie eine Liebe für die Kinder durchblicken lassen? Und war es aus diesem Grunde nicht ganz erklärlich, wenn sich die Kinder in scheuer Zurückhaltung von dem Vater fern hielten und vertrauensvoll nach der Seite hinneigten, wo ihnen Liebe zu Theil ward, bei der Mutter?

Stillschweigend gelangte der kleine Zug in der Wohnung an, und das erste, was die immer noch besorgte Mutter that, war, daß sie sich um ihren Liebling bemühte, ob derselbe nicht irgendwo Schaden genommen. Aber sie konnte trotz aller Aufmerksamkeit nichts als einige unwesentliche Hautabschürfungen entdecken. Gott hatte das Kind in seine Hut genommen und die Eltern vor unsäglichem Kummer bewahrt.

Anstatt jedoch nun an sich und an ihre beim Rettungswerk sehr defekt gewordene Toilette zu denken, sorgte Henriette zuerst dafür, daß statt der bereits niedergebrannten, neue Kerzen an den Zweigen des Weihnachtsbaums befestigt wurden. Die Kinder hatten sich ja so lange vorher auf den Weihnachtsabend gefreut, warum sollte ihnen die Freude dadurch vergällt sein, weil so viele Spielgenossen am gleichen Abend von Gott zu sich genommen waren? Warum die Kinder so frühzeitig an Schmerz und Trauer gewöhnen, wo sie nicht einmal ein rechtes Verständniß dafür besitzen? Sie dachte sich — und wohl mit Recht — daß es genügend und sogar billig sei, wenn der Mensch mit dem Unglück Anderer Mitleid und Erbarmen habe; warum aber die unwissenden Kleinen so früh an den Schmerz gewöhnen, der ihnen im späteren Leben nur in den seltensten Fällen erspart bleibt?

„Wie selig, wie selig, ein Kind noch zu sein,“ sagt ein bekanntes Dichterwort und das passendste Beispiel hierzu lieferte dieser Weihnachtsabend, an welchem die Kinder, unbeeirrt von dem entsetzlichen Unglück, welches über die Stadt hereingebrochen war, sich ausschließlich mit dem besaßen, was ihnen das Christkind bescheert hatte.

Deshalb war, wie in vielen Familien, so auch in der Tiemann'schen, Freude und Trauer zugleich vereinigt. Anstatt sich an den glückstrahlenden Augen ihrer Kinder zu weiden, mußten Henriette und Albert an den Schmerz denken, welche ihr Liebes gesund und froh in das Gotteshaus ziehen und als Leiche zurückgebracht sahen. Aber nicht das allein war, was die Mißstimmung in beiden Gatten zum Ausdruck brachte. Das Gefühl gegenseitigen Fremdschens lastete zu schwer auf den Herzen und es bedurfte noch manchen wärmenden Sonnenstrahls, um die Eindrücke zu durchbrechen, welche sich um die Herzen gelagert.

Die schon verständigere kleine Henriette sah den Kummer der Eltern und die gute Mutter umhalsend sagte sie: „Warum bist Du so traurig, liebe Mama? Ich that ja, wie Du mir befohlen: ich betete für Dich und auch — für den Papa!“

„Was oft das Aug' des Verständ'gen nicht sieht, Das übet in Einfall ein kindlich Gemüth.“

Albert horchte auf. Die Gattin hatte der Tochter befohlen, für ihn zu beten, sie hatte an ihn gedacht, als die Kinder zur Kirche gingen, sie lehrte die Kinder den Vater lieben und was gab er als Gegenwerth für diese Liebe? —

Er fühlte sich beschämt. Wie falsch hatte er seine Frau beurtheilt: noch dorthin, als er mit ihr und den Kleinen den Heimweg vom Unglücksort antrat, hatte er im Stillen die Gattin beurtheilt, daß sie ihm die Liebe der Kinder abwendig mache, und jetzt diese Erkenntniß! —

Mit einer gewissen Scheu streifte sein Blick über die Gestalt der Gattin hin; sein Auge blieb an ihren zersehten Kleidern hängen und unwillkürlich trat die Scene im Gotteshause vor sein geistiges Auge, wo die Gattin für das Leben ihres Kindes gezittert. Wenn nun dieses Kind gleich den vielen Andern ebenfalls auf der Bahre läge, dann besaß die schwer gepreßte Frau noch einen Gegenstand der Liebe weniger, denn seine Liebe — besaß sie nicht! —

Und warum liebte er sie nicht? Hatte er je Gelegenheit gehabt, sie zu tabeln? Hatte sie nicht stets als echte deutsche Hausfrau gehandelt? Hatte sie nicht jeden seiner Wünsche zu ergründen und zu erfüllen versucht?

Es war eine Fluth von Fragen, welche auf ihn einströmten und für die er auch nicht eine einzige Antwort fand. Zum erstenmale fühlte er, daß er an seiner Frau unedel gehandelt, und wenn er sie gleich nicht liebte, so hätte er diese Abneigung doch nie so geflüstert zur Schau tragen und seiner Gattin zeigen dürfen.

Es war eine vernichtende Selbsterkenntniß, welche über ihn gekommen, aber eine falsche Scham hielt ihn zurück, derselben Ausdruck zu geben. Jedoch so verhärtet war sein Gemüth nicht, daß ihn die Leichenblässe unberührt gelassen hätte, die sich in Folge der ungeheuren Aufregung auf ihren Wangen gelagert. Er fühlte Mitleid, aufrichtiges Mitleid mit der Gattin, und in dem weichsten Tone, dessen er fähig war, wandte er sich zu ihr und sagte: „Du bist krank, Henriette, willst Du Dich nicht zur Ruhe begeben.“

„Nur noch einen Augenblick, Albert, ich möchte den Kindern die Freude nicht rauben.“

„Aber Du siehst so bleich aus, und dann — wenn Dich Jemand in diesem Kleide sähe?“

Henriette ließ einen schwermüthig lächelnden Blick über ihr Gewand schweifen und sagte dann: „Du hast Recht, ich will das Kleid wechseln, hierin kann ich Dir unmöglich gefallen!“

„O, nicht meinetwegen, Henriette!“ beeilte sich Albert zu entgegnen. „Du gefällst mir auch so.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß!“ betheuerte Albert.

„O, bitte, recht aufrichtig, lieber Albert,“ sagte sie schmeichelnd. „Dann gefalle ich Dir wohl erst seit Kurzem?“

„Nein, Du gefällst mir seit lange — immer — aber —“

„Aber?“ — fiel sie ihm fragend in die Rede.

„Aber ich weiß es erst seit heute!“

(Fortsetzung folgt.)